

Zum 1. August

Autor(en): **Birnstiel, F.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schelte ich ihr den Hals, dann mußte ich hinaus. Sie wollte mit, aber es ging nicht an...

Uns Bahngelände gelehnt, sah ich zu, wie die übrigen Viehstücke eingeladen wurden. Einzelne taten störrisch und mußten mit vielen Schlägen in den Wagen getrieben werden. Liesi stand an der Wand, sie konnte das Maul durch die Luke herausstrecken, doch weil der Strick sie hinderte, kam sie bloß mit dem blinden Auge bis über den Lufenrand hinauf. Wiederholt stieß sie ein kurzes, heftiges Brüllen aus. Es durchstach mich, mir war, sie wisse nun plötzlich alles. Ich

wollte begütigend ihren Namen rufen. Nein, es war wohl besser, wenn ich schwieg.

Inzwischen kam der Güterzug herangebraust; nach einigem Hin- und Herfahren war der Viehwagen fast in dessen Mitte eingefügt, das Signal zur Abfahrt ertönte.

Liesi reckte noch immer das Maul aus der Luke und starrte mit dem erstorbenen Auge in die ihr entschwindende Welt. Ich sah dem Wagen angestrengt nach, bis der Zug in einem nahen Hügeleinschnitt verschwand...

Die Bestimmung der Schweiz.

(Stark geführt.)

Euern Freistaat sichert, ihr Schweizer, nicht mehr
Sener Löwenmut, der die Heere Osterreichs
Niederwarf und Karl, dem Burgundenherzog,
Leben und Ruhm nahm,

Noch der Ehrgeiz, welcher das Szepter Mailands
Prüfend wog, indessen die Riesenschlachten
Auf den norditalischen Eb'nen eure
Waffen entschieden.

Seldentum hob einst euch beinah' zur Weltmacht;
And're Zeiten, and're Sitten gaben
And're Säulen eurem Bestand, euch selber
Höhere Ziele.

Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn!
Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern!
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet
Ihnen ein Vorbild!

Heinrich Leuthold.

Zum 1. August.

Von J. G. Birnstiel*.)

Da hab' ich lezthün wieder einmal einen Disput gehabt mit meiner lieben Base Elisabeth. Ich sagte so nebenhin, nun komme bald wieder der 1. August, worauf sie in eine große Täubi geriet und sagte: „Ja, das wird wieder eine nette Kumeedi werden, sofern nicht der gute Petrus ein Einsehen hat und etwa von abends halb acht bis Mitternacht seine größte Gießkanne herausnimmt und auf das „feurig, innig geliebte o mein Heimatland“ herabströzen läßt.“

„Um Himmelswillen, wie kann man aber auch so lieblos reden?“ entgegnete ich. Aber da kam ich an die Läge! Sie nahm meine ganze Breitseite unter Feuer und erzielte nach ihrer Meinung einen Volltreffer, indem sie mich fragte: „Hast du nicht selber leztes Jahr ein Lamento darüber angestimmt, daß man vor lauter Bummern und Böllern, Wüsttun und Krakehlen das Glockengeläute nicht einmal mehr gehört habe?“ Sie schloß endlich ihren Sermon mit dem Satze: „Das beste wär halt,

man schaffte diesen vaterländischen Augustrummel wieder ab. In meinen jungen Jahren hat man's auch ohne das gemacht, und wir waren zum mindesten so gute Schweizer wie die von heute — und selb waren wir!“

Das war ein Trumpf, der so viel galt wie Kell oder Aß. Weil ich aber den Buur nicht in Händen hatte, so konnte ich diesen Trumpf nicht stechen. Ich pfurrte nur so ein wenig in der Stube herum, nahm dann meine Kappe vom Nagel und verschwand, und erst auf dem Weg kam mir in den Sinn, was ich der Elisabeth alles hätte entgegnen sollen. Unter anderem folgendes: Die Erstaugustfeier, die man erstmalig beim 600jährigen Jubiläum der Eidgenossenschaft gefeiert hat, war anfänglich über alle Maßen schön und ernst. Wenn ich 200 Jahre alt würde, vergäße ich den ersten August 1891 nicht. Ich wohnte damals in einem See städtchen der Ostschweiz. Alles Volk wartete am Ufer auf den Achtuhrglockenschlag. Als der verhallt war, läuteten sie in einem Turm, der wohl so alt war wie die Eidgenossenschaft selber, und zwischen hinein hörte man das Bimmeln

*) Aus dem trefflichen, nachgelassenen Büchlein: „Lezte Ernte“. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

vieler Glocken weit am See hinauf. Nachdem es verstummt war, feuerten sie an unserem Ufer aus einer Kanone zweiundzwanzig Schüsse ab, und als die heraus waren, antwortete ein Böller quer über der Seebucht im Dorfe St. mit acht Schüssen (für jeden Sonderbundsanton einen! Was ich wohl zu notieren bitte). Dann kam eine Weiherede und hernach die Nacht mit mindestens einem halben Hundert Feuern an all den nächsten Bergen. Zum Weinen schön, sag ich euch, grad wegen seiner Einfachheit. Aus der Erstaugustfeier wurde dann im Laufe der Jahrzehnte — nicht überall, aber mancherorts — eine verflucht weltliche Fete mit viel Brimborium und wenig Geist. Den Glockenklängen gingen die Böller, Knaller, Frösche und andere Kläpfe ans Leben, und wichtiger als die Höhenfeuer wurden die Feuerteufel.

Maaaber! — man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten, wie meine Base. Wenn viele Tausende unserer Herren Concitohens samt ihren Buben etwas Läßes aus dem ersten August zu machen im Begriffe sind, so ist nicht gesagt, daß unser Vaterlandstag überhaupt nichts sei. Der Fehler ist, daß aus dem, was ursprünglich eine würdige Feier war, so quasi ein Stück Jahrmarkt oder Fastnacht geworden ist. Wir haben aber, weiß Gott, keinen Grund, eine patriotische „Fastnacht“ einzuführen. Da muß ich meine Bäsi, wie ungern ich's tue, doch unterstützen.

Wenn Schützen, Sänger oder Turner mit einem Lorbeerfranz nach Hause kommen, so mag man am Ende pülveren, weil's so Mode ist und weil der Durchschnittschweizer es nun halt einmal ohne ein bißchen Klapp und Knall auf die Dauer nicht aushalten kann. Aber, wenn man statt eines Festes — und wir haben von hundert derselben siebenundneunzig zu viel — eine bescheidene Abendfeier hat, und man sagt sich nach ernstem Glockenläuten, vielleicht im Schein eines wahrhaftigen Feuers, daß man eigentlich als Volk bei weitem nicht so hoch steht, wie man sollte, daß es an hundert Orten im Vaterlande stinkt, daß die Staatsschulden sich türmen, wie die Berge im hintersten Glarnerland, wenn man ferner denkt an die Zahl der Arbeitslosen, an die Unmenge von Konkursen, an die schweren Fragen hinsichtlich Lohn- und Preisabbau, an die nicht endenwollende Misere in Handel und Industrie, an die wachsenden Steuern, an die „Erfolge“ der Schweiz in der Rhein- und Zonenfrage usw. — ich meine,

wenn man sich alles das sagt, dann ist das Viktoriaschießen so deplaziert, wie etwa ein Winzerfest nach einem leeren Wümmet oder wie eine Tanzmusik bei einem Dyckenmöhli.

Also nicht fürs Abschaffen bin ich, verehrteste Frau Elisabeth, aber noch einmal: Die Feier will ich statt des Festes, und zwischen dem einen und dem anderen ist ein Unterschied. Bei einem Fest klöpft's auswendig und bei einer Feier inwendig, zu ersterem lädt man den Teufel ein, daß er einen großen Lärm und Rauch mache und zum letzteren den lieben Herrgott samt allen guten Geistern braver Eidgenossen. Der 1. August ist ein Geburtstag, und da möcht' ich in der Stimmung sein, wie ich sie bei meinem eigenen Geburtstag habe. Zum Krachmachen bin ich dabei nicht aufgelegt, denn wer zu seinen mehr als sechzig Jährlein wieder eines legt, hat keine Lust, sich wie ein Hansdampf aufzuführen. Aber feiern tu ich meinen Tag halt doch, denn zu danken gib't's immer für einen riesigen Haufen Dinge, und daß man noch da ist, freut einen schließlich auch. So gib't's eben auch im Gedenken an das Vaterland des Anlasses zu Lob und Dank mehr als genug. Daß aber unser Ländli, diese alte Eiche, trotz ihrer bald 640 Jahresringe, stets noch steht, und daß weder die mit den Pickelhauben, noch die mit den roten Hosen sie umgebracht haben, und die so oft schäßigen Schweizer selber auch nicht, weder die, die achtmal, noch die, die zweiundzwanzigmal klöpfen, das ist doch wohl ein Wunder.

Wenn ich ein Redner wäre, so würde ich bei einer Feier, so wie ich sie mir denke, bevor ich auf die Ideale zu reden käme, einmal ein bißchen forsich mit der Geißel in der Luft rumsuchteln, was ich bildlich zu verstehen bitte. Vielen tät ich eins aufzwicken: Den großen Herren, die schuld sind an den furchtbaren Einfuhrzöllen und deren Folgen, den neuen Landvögten, die die freie Meinungsäußerung knebeln wollen, den unzähligen Herren und Damen, Arbeitern und Bauern, die jeden Mittag vor einer dampfenden Schüssel sitzen und ihr Los verfluchen, während weit über den Grenzen der Hunger umgeht und Regionen von Menschen mordet, den „Republikanern“, die den ausländischen Monarchisten kazenbucheln und für eine auswärtige gefährdete Republik nie ein Wort der Aufmunterung und Teilnahme, sondern nur ein blödes Lächeln haben, den Bolschewiki, die alles Heil von der Gewalt erwarten usw.

Als ich gestern Abend diese Rede meiner Base hielt, lachte sie unbändig und sagte: „O du alter Esel! Erstens würdest du nicht zwicken, daß es etwas nützte, denn du hast dich nie auf das verstanden! Und zweitens, was du da von Fest und Feier sagst, das mutet mich an, wie wenn's von einem ledernen Schulmeister ausgeflügelt wäre, Fest oder Feier — das „ischt änn Hond“ wie der Appenzeller sagt.

Kennst du die Anekdote von jenem Schwabenbublein, das am Beerdigungstag seiner

Großmutter täubelte und sagte: „Wenn i mei rote West net anziege darff, no freit mi die ganz Reich foi bisle meh!“ Grad so habt's ihr Eidgenossen mit dem Vaterländli. Ihr müßt's verschwellen können. Und wenn es nicht eine Omelette ist mit très beaucoup de bruit, so freut's euch nimmer!“

So sprach Bäsi Elisabeth. Ich aber schwieg. Meine ganze Rede war für die Katz gewesen. Ach, und es gibt etwas, gegen das die Götter selbst vergebens kämpfen!

En Traum.

Es häd im Himmel dunklet gha.
De Liebgott häd es Nückli gnah.
Do traumt's em vume schöne Land.
Er nimmt de Stücke flingg i d' Hand
Und uf de Suet en gäle Strauß,
So ziehd er dur sis Ländli us.

Ja, wänn er jeß nu wüßt wohi!
Zäntume heft er möge si,
In grüne Matte hert am See,
Nei z'oberst det im wize Schnee,
In Weide-n-und im hüele Wald,
Wo d'Sunn so schön dur d'Blätter fallt.

Do ribt er d' Auge-n-us und stunt:
En Traum! Wänn er nu wieder chund!
Stahd uf und seid: „Es blibt debi,
So, wie's mer traumt häd, so sell's si!“
Wo 's taget, winkt er mit der Hand,
Und do stahd's, eusers Schwizerland.

Es Glöggli lüf'. Wo chund's ächt her?
Wänn i i säbem Dörsli wer!
So dänkt er: furt! und stürmt devo.
Im Dörsli sined Maitli froh,
Si tanzed ime Ring um d'Bäum;
Em Liebgott isch, er sei diheim.

Am Abig lid er an en Rai
Und häd gar schveri, müedi Bei,
Und nomel chund em alles z'Si:
Wie schön isch nüd das Ländli gfi!
Uf eimal häd's en übernah,
Er juchset und verfwachet dra.

Ernst Eschmann.

Das Wunder auf dem Hausgiebel.

Von Otto Frei.

Ein Abend wie jeder Abend: Ich spüre ein schmerzliches Zerrn den Rücken herauf, eine stumpfe Dumpfheit im Kopf, und im rechten Handgelenk vom vielen Zahlenschreiben den Tag über ein leises Bröckeln und Zittern. Da schiebe ich Bücher und Schreibzeug plötzlich beiseite, lasse mich in der Zimmerecke schwer in den Liegestuhl fallen und klemme mir den schwarzen Kopfhörer auf beide Ohren. Wein über Wein, die Augen zu; nun — töne, Harfe der Welt!

Sie tönt.

Ich höre die Konzertkapelle irgendeiner meilenfernen Stadt. Die buntstimmige Musik

rinnt mir aus den beiden Muscheln wie aus zwei munter plaudernden Brunnen in die Ohren: samtener Orgelklang, herzgutes Lachen, ein Raunen voll Weisheit, meergewaltiges Erbrausen und wieder stillgeducktes Wächleingeriesel... Aber diese Musik flimmert und flunkert nicht nur, so gut sie es könnte; sie zieht schwer und süß in mein tagmüdes Herz ein, in ihrer herrlichsten Pracht und mit ihrem fröhlichsten Trost. Sie wärmt mich im Innersten an, scheucht wie mit scherzhaft gespreizten Händen alles Müde, Bage und Dunkle aus mir hinweg und breitet dafür eine unendliche Freude und Heiterkeit in mir aus, so blauhimmelig und